

Qualitative Methoden und Gruppenforschung – ein schwieriges Verhältnis¹

Andreas Amann und Oliver König

Zusammenfassung

Die Autoren fragen danach, weshalb sich in der Gruppenforschung kaum qualitative Ansätze und Studien finden lassen, obwohl es nahe liegt, Gruppen als soziales Geschehen mit qualitativen Verfahren zu erschließen. Der Anstoß zu dieser Frage ergab sich aus einem gemeinsamen Forschungsprojekt über längerfristige gruppendynamische Fortbildungsgruppen und den dabei entstehenden methodologischen Fragen. Die hier formulierten Überlegungen stellen den Versuch dar, rückblickend einige der aufgetauchten Probleme zu verstehen und diese in einen weiteren Zusammenhang zu stellen.

Vor dem Hintergrund einer kurzen Skizze zum wissenschaftshistorischen Hintergrund der Gruppenforschung (1) wird dargestellt, welche methodologischen Wege die Gruppendynamik und Aktionsforschung gegangen sind und an welchen Aporien dieser Ansatz gescheitert ist (2); im nächsten Schritt werden einige Hypothesen dargelegt über die Gründe für das fast völlige Fehlen qualitativer Ansätze in der Gruppen(psychotherapie)forschung (3) bzw. über die auftretenden Probleme bei einem der wenigen qualitativen Projekte in diesem Bereich (4). Abschließend werden sechs Thesen formuliert zu den Besonderheiten von qualitativen Methoden, wie sie sich uns aufgrund der Erfahrungen eines konkreten Forschungsprojekts darstellen (5).

Summary

Qualitative methods and group research – A difficult relation

The authors ask why in group research hardly any qualitative research or studies can be found even though it seems quite fitting to approach group action in this way. Our question was triggered by a co-operative research project about long term group dynamic groups and the methodological questions that came up along the way. In this article we try to

¹ Wir danken Jochen Eckert, Bernhard Strauß und Volker Tschuschke für ihre Anmerkungen und Kritikpunkte.

understand some of the problems we encountered and place them in a wider context.

We start with a short note on the history of science relating to group research (1). In a second step we try to show in which way group dynamics and action research struggled with the relevant methodological problems and why they failed in the end (2). On this background we formulate some hypothesis about the almost complete missing of qualitative research in group work and group psychotherapy (3); we also discuss some of the problems that came up in one of the rare projects of this kind (4). In a final step we formulate six specifications for a qualitative approach in group research (5).

Warum gibt es kaum qualitative Ansätze und Studien in der Gruppenforschung, obwohl es doch nahe liegt, Gruppen als soziales Geschehen mit qualitativen Verfahren zu erschließen? Der Anstoß zu dieser Frage ergab sich aus den methodologischen Problemen eines Forschungsprojekts über längerfristige gruppenspezifische Fortbildungsgruppen (Antons et al. 2001; König 2001). Die hier formulierten Überlegungen versuchen rückblickend einige der in diesem Projekt aufgetauchten methodischen Probleme zu verstehen und in einen weiteren Zusammenhang zu stellen. Wir legen den Schwerpunkt dabei vor allem auf den deutschsprachigen Bereich, der allerdings vor dem Hintergrund angloamerikanischer Forschungsentwicklungen gesehen werden muss. Drei Konfliktlinien werden wir dabei verfolgen: Das Verhältnis von Theorie und Praxis bzw. von Forschern und Praktikern; das Verhältnis von quantitativen und qualitativen Methoden; den Einfluss von Standespolitiken.

Wir argumentieren dabei als Soziologen, die zugleich praktisch mit Gruppen arbeiten. Der eine vor dem Hintergrund einer Ausbildung zum Gruppenanalytiker (Amann), der andere als Trainer für Gruppendynamik (König). Auch wenn sich die theoretischen Ansätze beider Richtungen unterscheiden, so sind beide Methoden des Arbeitens mit Gruppen untrennbar mit Forschungstraditionen verknüpft. In der Psychoanalyse findet dies seinen Ausdruck durch das Freud'sche Junktum von Heilen und Forschen, in der Gruppendynamik durch das Lewin'sche Dreieck von Handeln, Forschen und Erziehung (Lewin 1948, S. 211).

1 Der wissenschaftshistorische Hintergrund

Schaut man sich die beiden Gründerfiguren Sigmund Freud und Kurt Lewin ein wenig näher an, so wird schnell deutlich, dass sich beide

einem naturwissenschaftlichen Wissenschaftsverständnis verpflichtet sahen. Und sofern sie dem (noch) nicht glaubten genügen zu können, betrachteten sie dies vorrangig als ein Problem, das sich mit zunehmender Reifung von Theorie und Methode lösen lassen würde. Sie beugten sich damit dem herrschenden Wissenschaftsverständnis ihrer Zeit. Zugleich ließen sie sich beide in ihrem Denken wie in ihrer Praxis nicht dadurch begrenzen und gingen Wege, die mit einer naturwissenschaftlichen Methodologie und Theorie nur wenig bzw. gar nichts zu tun hatten. Gerade dies machte sie beide zu den kreativen Denkern, die sie sind.

Zwar bestand Freud bis an sein Lebensende darauf, die Psychoanalyse sei eine „Naturwissenschaft wie jede andere“ (zit. n. Nitzschke 1994, S. 13), doch beginnt er in der Schrift „Traumdeutung“, die als Begründung der Psychoanalyse angesehen werden kann, seine Überlegung zur Methode mit der Bemerkung: „Mit der Voraussetzung, daß Träume deutbar sind, trete ich sofort in Widerspruch zu der herrschenden Traumlehre ..., denn ‚einen Traum deuten‘ heißt, seinen ‚Sinn‘ angeben“ (Freud 1961, S. 89). Er grenzte sich damit gegen ein rein somatisches Verständnis des Traumes ab und damit auch gegen die alleinige Zuständigkeit der Naturwissenschaften, vor allem der Medizin. Mit der Einführung der Kategorie „Sinn“ bewegt er sich eher in der Nähe der damaligen Sozialwissenschaften, z. B. seines Zeitgenossen Max Weber, und wird bzw. bleibt dadurch anschlussfähig bis hin zu den Überlegungen eines modernen Theoretikers wie Niklas Luhmann, für den die Produktion von Sinn das zentrale Thema jeder Theorie des Sozialen ist.

Das gleiche gilt für den 34 Jahre später geborenen Lewin. Aus der naturwissenschaftlichen Richtung der akademischen Psychologie entstammend, kritisierte er zwar die mathematische Formalisierung der damaligen Forschungsmethoden (Lewin 1963), aber nur um sie letztendlich auf eine theoretisch avanciertere Ebene heben zu wollen. Sein Ziel blieb es, Feldkräfte und Beziehungsdynamiken in und zwischen Gruppen mit mathematischen Formeln berechnen zu können. Die amerikanische Sozialpsychologie, die durch ihn maßgeblich beeinflusst wurde, blieb methodologisch weitgehend dieser Position verhaftet. Weder Lewin noch seine vielen Schüler hinderte dies aber in ihrer Wissenschaftspraxis daran, eine Vielzahl von relevanten theoretischen Entwürfen und empirischen Forschungen vorzulegen, die in ihren eigenen methodologischen Vorgaben nicht aufgingen. Bei Lewin ist, wie bei Freud, die These plausibel, dass sie vor den Einseitigkeiten des dominierenden Wissenschaftsverständnisses ihrer Zeit bewahrt blieben, weil sie immer auch Praktiker waren und an der Lösung von praktischen Problemen interessiert waren.

Für das weitere Verständnis der Entwicklung von Freud'scher Psychoanalyse und Lewin'scher Sozialpsychologie muss man nun berück-

sichtigen, dass aufgrund der politischen Katastrophen des 20. Jahrhunderts beide Personen ihre kulturelle Heimat verlassen mussten. Deutsch-jüdische Geistesstradition und angelsächsischer Pragmatismus trafen aufeinander, befruchteten und veränderten sich gegenseitig, und es sind vor allem die daraus hervorgegangenen Entwürfe, die als Reimporte Theorie und Praxis von Psychoanalyse und Gruppendynamik in der Bundesrepublik bestimmen sollten. Das gleiche gilt für andere verwandte Denker und Methoden, allen voran Jacob Moreno und das Psychodrama sowie Ruth Cohn und die Themenzentrierte Interaktion.

Zwar gab es auch in der Frühzeit der Psychoanalyse einzelne ihrer Vertreter, z. B. Alfred Adler, die der Arbeit mit Gruppen offen gegenüber standen. Doch es ist sicherlich den Bedingungen der Emigration zu verdanken, dass sich die Psychoanalyse schon zu Lebzeiten Freuds der neuen Therapieform in Gruppen öffnen konnte. Man trat aus der quasi „aristokratischen“ Situation der Einzelanalyse hinaus in die demgegenüber „proletarisch“ anmutende Welt der Gruppe. In den USA und in England kommt es zu den ersten Begegnungen der beiden Methoden Psychoanalyse und Sozialpsychologie, aus denen sich schnell professionelle Ansätze der therapeutischen wie nicht-therapeutischen Arbeit mit Gruppen entwickeln. Die weitere Entwicklung darf im Kontext dieser Zeitschrift als bekannt vorausgesetzt werden (Tschuschke 2001).

Doch nicht nur auf die Gruppenforschung, sondern auch auf die Entwicklung von Wissenschaft und empirischer Forschung insgesamt, hat sich die Emigration europäischer Wissenschaftler langfristig ausgewirkt. Denn es waren vor allem europäische Traditionen, die ab den späten 1960er Jahren in Amerika zur Formulierung des Interpretativen Paradigmas in den Sozialwissenschaften führten, und auf diesem Umweg wieder nach Europa zurückkehrten. In den letzten 20 Jahren haben sich in den Sozialwissenschaften, insbesondere der Mikrosoziologie, eine Fülle von neuen Forschungsstrategien entwickelt und sind damit aus dem Schatten quantifizierender Verfahren herausgetreten (zur Übersicht vgl. z. B. Lamnek 1989, 1993).

2 Aktionsforschung und Kleingruppenforschung

Will man das weitgehende Fehlen qualitativer Methoden in der Gruppenforschung besser verstehen, kann der Blick auf die sozialpsychologisch orientierte (Klein-) Gruppenforschung weiter helfen, wie sie sich in den USA während und kurz nach dem Zweiten Weltkrieg herausgebildet hat und auf die von ihr ausgehenden methodologischen Aporien. Kurt Lewins methodologisches Konzept der „action research“ erschien damals als ein neues qualitatives Paradigma zur Erforschung

von Gruppen. Weshalb konnte die Gruppenforschung im Lewin'schen Sinne ihre historisch einmalige Chance nicht nutzen, die sich ihr in den Jahren während und nach dem Zweiten Weltkrieg in Amerika und in den 1970er Jahren in Deutschland bot? Betrachten wir dazu Lewins Konzept der Aktionsforschung und der damit einhergehenden prekären Verbindung von experimenteller Forschung und demokratisierender Veränderung etwas genauer und gehen wir dazu zurück zu der bekannten Geschichte, wie Lewin jenes elektrisierende Forschungsarrangement entdeckte, das er dann „action research“ nannte und das später den Kern des gruppenspezifischen Lerndesigns von T-Gruppe und Laboratorium bilden sollte (vgl. Benne 1972, S. 97 ff.).

Lewin hatte sich während des Zweiten Weltkrieges mit der Diskriminierung von Minderheitengruppen in den USA beschäftigt. 1946 trat deshalb ein Ausschuss des jüdischen Kongresses an ihn heran und bat den prominenten Sozialpsychologen Lewin, bei der Ausbildung von Führungskräften zu helfen, die wirksam mit Spannungen zwischen Gruppen fertig werden und die Einstellung der Öffentlichkeit zu den Rassenunterschieden verändern sollten (Marrow 1970). So veranstaltete Lewin zusammen mit Benne, Bradford und Lippitt 1946 in New Britain ein Seminar, bei dem er Führungskräften (größtenteils Lehrer und Sozialarbeiter, aber auch Geschäftsleute und Gewerkschaftsfunktionäre) Einblicke in ihre eigenen Haltungen und Wertvorstellungen ermöglichen wollte. Lewin beraumte ziemlich bald abends Sitzungen mit allen Mitgliedern dieses Teams an, um die Beobachtungen der Prozesse jeder Gruppe zu sammeln und auf Tonband aufzunehmen. Dazu gehörte auch die Analyse und Interpretation des Verhaltens von Gruppenleiter, Mitgliedern und Gruppe. Diese Abendsitzungen waren ursprünglich nur für das Veranstaltungsteam gedacht, doch äußerten in New Britain schon nach wenigen Abenden einige der Teilnehmer, die auf dem Campus wohnten, auf dem das Seminar stattfand, den Wunsch, bei diesen Abendsitzungen dabei zu sein. Daraus entwickelte sich ein angeregtes Gespräch zwischen Gruppenleiter, Beobachter und den neu dazu gekommenen Mitgliedern. Diese soziale Architektur, bei der Forscher und Beforschte sich gemeinsam und in einem Raum an die Erforschung des Gruppengeschehens machen, kann man als die Geburtsstunde der Aktionsforschung verstehen, obgleich der Terminus wohl ursprünglich von Moreno stammt, mit dem sich Lewin 1934/35 mehrmals getroffen hat (vgl. Petzold 1978, 1980).

Strukturell zeichnet sich diese Entdeckung durch einen Zusammenschluss von beforschter Praxis, Erforschung dieser Praxis und deren Protokollierung aus. Lewin hatte durch seine unkonventionelle Bereitschaft, den praxisentlasteten und geschützten Forschungsraum der abendlichen Auswertungsrunden für die beforschten Personen zu öffnen,

eine neue und elektrisierende Form der Erziehung entdeckt: Forschen und Lernen geschehen parallel, oder – wenn nacheinander – wenigstens im gleichen Kontext.

So spannend dieses Forschungsarrangement auch war, es ist mit einem Strukturkonflikt verbunden, der in seiner berühmten Studie über die Gruppenklimata schon angelegt war, die Lewin mit Ronald Lippitt entwarf, der sich jedoch erst in den Jahren nach Lewins Tod 1947 auskristallisieren sollte. Ronald Lippitt war es, der Lewin auf die Idee zu einem Experiment mit Schulkindern brachte, die unter autokratischer und demokratischer Führung arbeiten sollten (Lewin 1948). Auch wenn in der Darstellung des Experiments an keiner Stelle eine nationale Zuordnung gemacht wird, war es doch klar, dass es in diesem Experiment um den Typ des „german autocrat“ und den des „american democrat“ ging (Ash 1992). In diesem Sinne waren die Studien von Lippitt und Lewin aus dem Jahr 1939 Apologien des demokratischen Führungsstils und demokratischer Lebensformen und dienten dem wissenschaftlichen „Beweis“ einer Unterlegenheit nichtdemokratischer Führungs- und Lebensformen.

Aktionsforschung bekam damit ein klares Telos, sie sollte zur Demokratisierung führen. Aktionsforschung, so erfolgreich sie als Interventionsmethode auch ist, verdingt sich in ihren ethischen und politischen Wertvoraussetzungen, die aus ihr mehr eine Apologie amerikanischer Demokratie denn eine sozialwissenschaftliche Methodologie werden ließ. Diese teleologische Ausrichtung der Aktionsforschung, so verstehbar sie aus Lewins Biographie und dem historischen Kontext auch ist, ist aus methodologischer Sicht ein unlösbares Dilemma. Durch die prekäre Verbindung, die Aktionsforschung mit dem Ziel der Demokratisierung eingeht, gibt sie als sozialwissenschaftliche Methode ihre Unvoreingenommenheit an einer entscheidenden Stelle preis. Denn die konstitutive Differenz zwischen Wissenschaft und Demokratisierung besteht in ihrer unterschiedlichen Zukunftsoffenheit. Forschung, sofern sie weder ideologisch noch Auftragsforschung ist, kann gar nicht anders denn ergebnisoffen verfahren. Der terminus ad quem der Demokratisierung indes steht fest: Demokratie.

Forschung und Demokratisierung lassen sich nicht widerspruchsfrei komponieren, so elegant dies auch in der Aktionsforschung zu gelingen scheint. Aktionsforschung, die von vornherein auf Demokratisierung abzielt, kollidiert mit der eigensinnigen Logik der Forschung. Wir sehen hier im Kern die Dialektik normativer Forschung, die sich dann vor allem im Anschluss an die Studentenunruhen entfaltet hat: die praktische Bevormundung der Wissenschaft und in ihrem Schatten die wissenschaftliche Bevormundung der Praxis.

Es war aber gerade diese politische Anschlussfähigkeit der Grund für die Renaissance, die die Aktionsforschung in den frühen 1970er Jahren der Bundesrepublik erlebte (Haag et al. 1972; Moser 1975, 1977), nachdem die lebhafteste Diskussion um sie in der amerikanischen Sozialwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg so schnell wie sie entstanden war wieder verebbt und es still um sie geworden war. Im Zuge der Politisierung der Wissenschaft entdeckte man die Aktionsforschung wieder und feierte sie als eine Art methodologischen Paradigmenwechsel der Sozialwissenschaften, mit der diese endlich die ihr zugeordnete Rolle in der aktiven Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse wahrnehmen konnte. Diese Utopien mussten bald enttäuscht werden und am Grad der Ernüchterung, die in den Retrospektiven aufscheint, kann man die Fallhöhe der Utopien erahnen, die damals mit der Aktionsforschung verbunden waren.

Lewin hatte den Gruppenforschern das Setting der sich selbst erforschenden Gruppe und mit der Aktionsforschung das verlockende Modell einer Komplementarität von Forschung und Veränderung, sowie den Soziologen und Psychologen den aufregenden Forschungsgegenstand Gruppe hinterlassen. Er starb zu früh, als dass die wissenschaftliche Erforschung des sozialen Raumes Gruppe in eine Phase der Normalisierung und Konsolidierung hätte kommen können. Erst dann wäre es möglich geworden, die Dilemmata und methodologischen Probleme seiner Feldtheorie und der Aktionsforschung auszubuchstabieren und zu einer dem sozialen Gegenstand adäquaten Hermeneutik weiterzutreiben. So blieb Lewins bekannte Forderung, „that we should consider action, research, and training as a triangle that should be kept together together for the sake of any of it's corners“ (Lewin 1948, S. 211) für lange Zeit methodologisch das letzte Wort.

Der filigrane Konnex zwischen der Erforschung von Gruppen und ihrer pädagogischen Nutzung, den Lewin im Auge hatte, musste sich deshalb bald auflösen und es entstanden auf der einen Seite eine umfangreiche akademische psychologische Kleingruppenforschung und auf der anderen Seite eine institutionalisierte Form der angewandten Gruppendynamik und anderer Formen psychosozialer Praxis, die, je erfolgreicher sie wurden, sich immer mehr von ihren Forschungstraditionen entfernte. Zurück blieben eine eher antiseptische Kleingruppenforschung und eine sich immer mehr institutionalisierende angewandte Gruppendynamik, die ihre eigene Theorieentwicklung dem Primat der Praxisrelevanz opferte.

Das Versprechen, das die Aktionsforschung als erster Versuch einer qualitativen Gruppenforschung hinterließ, konnte auch die psychologische Kleingruppenforschung weder theoretisch noch methodologisch einlösen. Mit dem Argument der Praktikabilität und Zeitökonomie quan-

titativer gegenüber qualitativen Verfahren verfährt sie größtenteils hypothesenprüfend und subsumtionslogisch. Dass die experimentelle Kleingruppenforschung für ihre Ökonomie und Praktikabilität den Preis ökologischer Validität und hermeneutischer Plastizität gezahlt hat, ist ihr nicht nur von soziologischer Seite vorgeworfen worden. So hat Sader (1991a, b) der Kleingruppenforschung harsch konzidiert, sie sei größtenteils „Artefaktforschung“ und schon Bales hatte vermutet, dass der Rückgang der Kleingruppenforschung „eine Folge einer chronisch gewachsenen Unzufriedenheit vieler experimenteller Sozialpsychologen (sei), die ihre Arbeit am Ideal der naturwissenschaftlichen Forschung ausgerichtet hätten“ (zit. nach Orlik 1989, S. 230).

Wie man es auch beurteilen mag: Die pulsierende Nabelschnur zwischen Gruppenforschung und Gruppenpraxis, die Lewin im Auge hatte, scheint nachhaltig durchtrennt. Auch scheint keine Veränderung in Sicht. In dem Maße nämlich, in dem die Anämie der akademischen Kleingruppenforschung den Praktikern als Legitimation diente, sich von der Forschung abzuwenden, konnte sich diese Kleingruppenforschung den immer gleichen Fragen hingeben, ohne die Angemessenheit ihres methodischen Ansatzes in Frage zu stellen. So sind beide Seiten der für das Verstehen des Gegenstandes Gruppe notwendigen reziproken Irritation müde. Die Praktiker sind forschungsmüde, weil die Aktionsforschung ihren Anspruch nicht einlösen und die psychologische Kleingruppenforschung mit ihrem methodologischen Paradigma diese Lücke nicht füllen konnte. Und die Gruppenforscher sind es, weil sie aus den oben dargestellten Gründen Teil eines wissenschaftlichen Legitimationsverfahrens sind, für das Gruppen in ihrer einzigartigen Komplexität per se eine Irritation darstellt.

3 Gruppenpsychotherapieforschung

Das war die Konfliktlage in der Gruppenforschung, wie sie sich in den späten 1970er Jahren ergeben hatte. Machen wir einen Sprung in die Jetztzeit, wo sich die Gegenüberstellung von quantitativen und qualitativen Methoden der Gruppenforschung am deutlichsten am Beispiel der Psychotherapieforschung erkennen lässt.

„Analysen, die die Entwicklung des Therapiemarktes und der Psychotherapieforschung vergleichend beobachten (z. B. Stricker 1992), machen deutlich, daß es der gesundheitspolitische Rechtfertigungs- und Profilierungsdruck war, der den Boom der Therapieforschung ausgelöst hat und der auch dafür verantwortlich ist, daß sie fast ausschließlich aus *Therapieeffekt-* bzw. *Therapieeffekt-Vergleichsstudien* besteht. Solche Studien

liegen mittlerweile in einem Umfang vor, der die Entwicklung einer zusammenfassenden Auswertungsform, der Meta-Analyse, notwendig gemacht hat. Die Ergebnisse der vorliegenden Metaanalysen sind freilich irritierend:

- Gesichert scheint zu sein, daß Psychotherapie wirkt.
- Allerdings lassen sich die verschiedenen Therapiesysteme bezüglich ihrer Wirksamkeit kaum unterscheiden.
- Somit ist nicht nur unklar, warum Psychotherapie wirkt, sondern auch, welche Interventionen welche Wirkungen zeitigen“ (Wolff 1994, S. 39 f.).

Im gleichen Jahr, in dem Stefan Wolff dieses Urteil über die Psychotherapieforschung formuliert hat, verursachte die Metaanalyse von Klaus Grawe und Mitarbeitern (1994) unter Praktikern wie Forschern große Aufregung. Zwar wurden durch die Studie die Bemerkungen von Wolff eher bestätigt. Es scheint nach wie vor das schon in den 70er Jahren formulierte Äquivalenz Paradox zu gelten, das sich auf den Satz aus „Alice im Wunderland“ bringen lässt: „Everybody has won, and all must have prizes“. Doch die Studie war methodenvergleichend angelegt und brachte dadurch die Verfahren, die entweder schlecht abschnitten, oder wie die Psychoanalyse nicht genügend Forschungsergebnisse vorlegen konnten, in Bedrängnis. Im Vorfeld des Psychotherapeutengesetzes war es dann unvermeidlich, dass dies zum Bestandteil standespolitischer Strategien wurde. Gegenargumente ließen nicht lange auf sich warten (z. B. Tschuschke et al. 1997). Ihre Ausrichtung war eine doppelte: Zum einen wurde versucht, Grawe forschungstechnische Fehler nachzuweisen, zum anderen wurden die Anstrengungen verstärkt, neuere Forschungen vorzulegen. Genau diese Strategien eines „Mehr-des-Selben“ hatte schon Wolff beschrieben (1994, S. 40).

Uns interessiert hier vor allem die Frage, welchen Einfluss solche berufsständischen und politischen Kämpfe auf das Praxisfeld selbst und die dort zur Anwendung kommenden Forschungsmethoden haben, was Volker Tschuschke von „Rechtfertigungsforschung“ (1993, S. 11) sprechen ließ. Die Wirkungsforschung hat inzwischen darauf hingewiesen, dass Forschungen im Vorfeld von politischen Entscheidungen nur wenig zu der behaupteten Versachlichung beitragen, sondern dass die beteiligten Parteien, in diesem Fall die Entscheidungsträger in der Politik wie die Landesvertreter aus dem Feld, wissenschaftliche Argumente zur Legitimation von Entscheidungen brauchen, die aus gänzlich anderen Motiven und Interessenslagen geboren werden (Beck u. Bonß 1989). Es liegt daher nahe, den Wirkungszusammenhang umzudrehen, d. h. nicht nur zu fragen, welchen Beitrag Forschung für politische Entscheidungen leistet, sondern auch welchen Einfluß Politik auf Forschung hat.

Nun wäre es gleichfalls naiv, die Eigenlogik des Forschungsbetriebes im akademischen Bereich völlig dem Primat der Politik unterzuordnen. Vielmehr wäre danach zu suchen, welche Passungen und Interessenskonkordanzen zwischen wissenschaftlichem und politischem Feld bestehen. So fällt z. B. eine Parallele ins Auge zwischen der institutionellen Einbettung der Psychotherapieforschung und den Auswirkungen des Gesetzgebungsprozesses um den von den Psychologen lange angestrebten Titel eines „Psychologischen Psychotherapeuten“. Obwohl dies eine Chance hätte sein können, der Psychotherapie ein eigenständiges Berufsbild zu schaffen, blieb das Primat des medizinischen Paradigmas unangetastet. Und mit wenigen Ausnahmen ist auch die dazugehörige Forschung institutionell im medizinischen Feld verankert, auch wenn sie dort häufig von Psychologen durchgeführt wird. Um dies zu überprüfen, genügt ein Blick in die einschlägigen Publikationen (z. B. Strauß et al. 1996). Ein Effekt hiervon ist, dass in der Psychotherapieforschung ein naturwissenschaftliches bzw. nomothetisches Forschungsparadigma vorherrscht mit einem Empirieverständnis, das seinen Schwerpunkt auf quantifizierbare Ergebnisse legt, während die Frage der Sinnproduktion im psychotherapeutischen Prozess weitgehend ausgeklammert bleibt. Dies wiederum kommt den Bedürfnissen von Politik und den in ihr agierenden Standesvertretern entgegen. Sie können damit Kandidaten zur Aufnahme in das Psychotherapeutengesetz mit dem Argument ihrer fehlenden Wissenschaftlichkeit ablehnen, wie dies z. B. für die Systemische Therapie und das Psychodrama erfolgt ist. Diese wiederum befeißigen sich dann, diesen Kriterien gerecht zu werden, legen Effizienz- und Wirksamkeitsstudien vor, und festigen dadurch genau jenes Forschungsparadigma, durch das sie ausgeschlossen werden.

Diesem paradoxen Effekt hat sich auch die Zunft der Psychoanalytiker unterwerfen müssen, deren nie aufgelöstes ambivalentes Schwanken zwischen erklärender Gesetzeswissenschaft und sinnverstehender Hermeneutik (Schüle 1999) nun heftig in Bewegung gerät und sie in die Arme eines Wissenschaftsverständnisses zurücktreibt, in dem als ihr Haupttrivale die Verhaltenstherapie immer schon zu Hause war. Ihr Standesbewusstsein, das sie in der Vergangenheit glauben ließ, sie sei nicht nur das Verfahren der Wahl, sondern auch der Maßstab für die Beurteilung der anderen Verfahren, behinderte die Psychoanalytiker, die Besonderheiten ihres Forschungsparadigmas in kritischer Auseinandersetzung mit den Prämissen und Kriterien der Beurteilung herauszuarbeiten. Sich selbst in der Tradition einer konstruktivistischen Hermeneutik zu sehen, hätte es der Psychoanalyse vielleicht erspart, in diese Fallen einer elitären Abgrenzung zu laufen. So müssen sie sich nun, zähneknirschend, den Erfordernissen des Feldes beugen und schnell

diejenigen Effektivitätsstudien nachlegen, die sie in der Vergangenheit nicht zu benötigen glaubten.

Auch die Gruppenpsychotherapieforschung wird durch diese doppelte Dynamik bestimmt. Da im Gesetzgebungsprozess Gruppenpsychotherapie nicht als eigenständiges Verfahren anerkannt wurde, fristet sie finanziell ein Schattendasein und verliert zumindest im ambulanten Bereich immer mehr an Bedeutung. So geht ihr erstes Streben dahin, als Verfahren anerkannt zu werden, womit sie genau die Einteilungslogik in Verfahren unterstützt, aufgrund derer sie ausgeschlossen ist, und die auch von manchen Vertretern der Forschung als obsolet angesehen wird (Eckert 1999). Zweitens forciert sie das Konzept einer Forschung, die das zu leisten verspricht: die Triade von diagnostischen Verfahren, vergleichenden Effektivitätsstudien (Gruppentherapie vs. Einzeltherapie; Verfahren vs. Verfahren), und der Suche nach quantifizierbaren Wirkfaktoren.

Die Kritik gegen diese Art der Forschung wird schon seit einiger Zeit auch aus den Reihen der Gruppenforscher, die der Gruppenanalyse verbunden sind, selbst betrieben. So plädiert z. B. Tschuschke (1993, S. 18; vgl. auch Tschuschke et al. 1994, 1996) für ein „Paradigma-Wechsel hin zur detaillierten Einzelfallforschung“, ohne die Anbindung an quantifizierbare Kriterien der Effektivität aufzugeben. Denn „Sinn und Zweck von systematischer Forschung kann es nur sein, gesetzmäßige Zusammenhänge zu entdecken“ (Tschuschke 1993, S. 13). Nur so könne man die Wirksamkeit von spezifischen und unspezifischen Faktoren differenzieren und nur so unterscheide sich professionelle Psychotherapie überhaupt erst von Placeboeffekten und Schamanentum. Tschuschke, dessen Forschungen auch im angloamerikanischen Bereich als besonders innovativ gelten (Greene 2000), hält zwar die geläufigen gruppenstatistischen Verfahren für inadäquat und plädiert für die Mikroanalyse von Veränderungsprozessen, nur um diese aber sofort wieder den Kriterien der Erfolgsmessung zu unterwerfen, die er gerade noch kritisiert hat, indem er auf der „hohen Meßgenauigkeit der eingesetzten Methoden“ (Tschuschke 1993, S. 69) besteht. „Auch der einzelfallanalytische Ansatz (muß sich) dem empirisch-nomothetischen Forschungsparadigma unterordnen“ (S. 67). Eine Auseinandersetzung mit qualitativen Verfahren, die einem anderen Paradigma zuzuordnen sind, ist auf diesem Hintergrund nur schwer möglich.

Die daraus sich ergebende methodologische Schlagseite zeigt sich beispielhaft am Handbuch zu „Methoden der empirischen Gruppentherapieforschung“ (Strauß, Eckert, Tschuschke 1996). In einem gemeinsamen Übersichtsartikel der Herausgeber über „Weitere Methoden der Gruppenpsychotherapieforschung“ werden qualitative Ansätze, „die in diesem Handbuch aus Platzgründen nicht repräsentiert sein konnten“

(Strauß et al. 1996, S. 389), nur in wenigen Sätzen benannt. Hingewiesen wird auf Arbeiten von Sandner (1988), der mit den Mitteln der „objektiven Hermeneutik“ nach Oevermann (1993a, 1979) psychoanalytische Gruppentherapien analysiert hat, sowie auf eine Studie von Bardé und Mattke (1993), in der „eine Teamsupervisionssitzung gewinnbringend analysiert“ (Strauß et al. 1996, S. 389) worden sei. Diese Studie ist bislang im klinischen Bereich ohne Nachfolger geblieben. Dennoch oder vielleicht sogar gerade deswegen ist sie besonders geeignet, einige Besonderheiten qualitativer Ansätze zu verstehen inklusive der Schwierigkeit, sie mit den Maßstäben der quantifizierenden Methoden zu beurteilen. Zudem lässt sie in ungewohnter Deutlichkeit den institutionellen Rahmen und die berufliche Realität der handelnden Professionellen mit all ihren Handlungsparadoxien hervortreten – von Oevermann beschrieben als Strukturkonflikt zwischen dem Handlungsfeld Psychotherapie und den Rahmenbedingungen einer psychotherapeutischen Klinik – wie auch die Strukturkonflikte zwischen Praxis und Forschung.

Häufig wird in der Literatur, wenn das Verhältnis von Forschern und Praktikern thematisiert wird, auf die generelle Skepsis der Praktiker gegenüber Wissenschaft hingewiesen. Forschung könne, so ein geläufiges Argument der Praktiker, ihre Praxis ohnehin nicht abbilden, weshalb es auch keine praktischen Anregungen durch diese Forschung gebe. Diese Skepsis der Praktiker wird noch weiter genährt, wenn die Forschung verfahrensvergleichend angelegt ist. Doch der Vergleich bringt nicht nur die Verfahrenspuristen schnell unter Rechtfertigungsdruck, sondern auch die Mehrheit der eklektisch arbeitenden Praktiker. Denn auch wenn sie in ihrer Praxis schon längst eklektisch handeln, sehen sie sich meist dazu veranlasst, ihr Handeln verfahrensorientiert zu rechtfertigen. So stehen sie permanent in der Spannung, einerseits Wissenschaft als für die eigene Praxis irrelevant abzulehnen und doch beim Nachweis der Wirksamkeit ihrer Praxis wieder auf sie zurückgreifen zu müssen.

Hinter der Skepsis der Praktiker verbirgt sich also sowohl Furcht wie überzogene Ehrfurcht vor Wissenschaft als Reflex einer gesellschaftlichen Hierarchie, die den Handwerker allemal niedriger einschätzt als den Theoretiker. Die beiden Wissensformen werden eben durchaus *nicht* als gleichwertig behandelt, sondern stehen in einem Über-Unterordnungsverhältnis, das durch die Abwehr der Praktiker mehr schlecht als recht zum Verschwinden gebracht werden kann. Es sind eben die Wissenschaftler, die Kriterien für die Beurteilung von Effizienz und Wirkung entwickeln und sie an die Praxis anlegen, und nicht umgekehrt. Die gängige Reaktion der Wissenschaftler hierauf ist es nun, die Praktiker davon zu überzeugen zu suchen, dass sie doch ganz in ihrem Dienste stünden. Dies stimmt in dem Maße, wie der Legitimationsdruck von

Politik und konkurrierenden Standesgruppen zunimmt, und die Praktiker begreifen (müssen), dass sie sich im Feld nur behaupten können, wenn sie sich der Legitimationsstrategien bedienen lernen, die ihnen die Wissenschaft anbietet.

Qualitative Forschungsmethoden, so unsere These, laufen dieser Logik auf verschiedenen Ebenen entgegen. Sie liefern keine Ergebnisse, die unter dem Primat der Quantifizierbarkeit die geforderte Legitimationsfunktion erfüllen könnten. Vor allem aber nähern sie sich der therapeutischen Situation bzw. dem, was in der Psychotherapie „der Fall ist“ (Buchholz 2002; Buchholz u. Streeck 1999), nicht auf dem Hintergrund der Vorannahmen, die das Feld und die verschiedenen Verfahren von sich haben, sondern stellen die psychotherapeutische Interaktion im jeweiligen Handlungsfeld ins Zentrum ihrer Aufmerksamkeit. Die Frage, ob es sich hierbei z. B. um ein analytisches oder verhaltenstherapeutisches Verfahren handelt, ist dafür nicht relevant. Sie versuchen, aus den verschiedenen vorliegenden Forschungsmaterialien bzw. Dokumenten, vor allem Texttranskripten von „natürlichen“ Situationen, z. B. therapeutischen Sitzungen oder Supervisionen, die spezifische Logik von Handlung, Situation und Kontext zu rekonstruieren. Nicht der Patient steht im Mittelpunkt, sondern die gesamte soziale Konstruktion „Psychotherapie“, von der er nur ein Teil ist. Es steht nach diesem Verständnis überhaupt nicht zur Disposition, bestimmte Aspekte wie z. B. das Therapeutenverhalten als Variablen zu behandeln, die man berücksichtigen kann oder auch nicht. Da sich die soziale Situation „Psychotherapie“ überhaupt erst durch die Anwesenheit eines Psychotherapeuten konstituiert, ist dieser genauso sehr Forschungsobjekt wie sein Klient. Dadurch rückt die qualitative Forschung eng an das Handeln des Praktikers heran, was sie für ihn relevanter und gefährlicher zugleich macht. Beides lässt sich an der genannten Studie von Bardé und Mattke beispielhaft aufzeigen.

4 Qualitative Forschung: ein Fallbeispiel

Zum ersten fällt die ungewöhnliche Komplexität des Forschungsprojektes ins Auge. Beteiligt waren ein Klinikteam und sein Supervisor sowie zwei universitäre Institutionen, vertreten jeweils durch einen Arzt und Psychoanalytiker sowie einen Soziologen. Zentraler Untersuchungsgegenstand war eine psychoanalytische Teamsupervision, in der der Fall einer psychosomatischen Patientin verhandelt wurde, bzw. die Probleme im Zusammenhang mit der Beendigung der Therapie. Schon aus dieser Konstellation heraus lassen sich eine Vielzahl möglicher Konfliktlinien konstruieren: 1. Ein biographisch fundierter und psychosomatisch agier-

ter (innerer) Konflikt der Patientin, 2. Konflikte zwischen der Klientin und den mit ihr befassten Personen in der Klinik; 3. Konflikte zwischen verschiedenen Berufsgruppen und Verfahrensvertretern in der Klinik; 4. Konflikte zwischen der Logik psychotherapeutischen Handelns und dem institutionellen Rahmen; 5. Konflikte zwischen den Klinikpraktikern und den Forschern; 6. Konflikte zwischen den beiden universitären Forschern bzw. den durch sie repräsentierten methodologischen Orientierungen und ihrem jeweiligen Forschungshabitus und 7. Konflikte zwischen Supervisor und Team einerseits, Supervisor und Forschern andererseits.

Diese Überkomplexität macht es verständlich, dass nicht alle dieser Konfliktlinien aufgegriffen und verarbeitet werden konnten. So sind einige von ihnen in der Studie dokumentiert, andere wiederum nicht. Beides, Dargestelltes wie Nicht-Dargestelltes, können die Besonderheiten, Probleme und Grenzen einer qualitativen Forschung verdeutlichen helfen. Und es lassen sich die nur schwer zu schaffenden Voraussetzungen formulieren, die eine Bewältigung der auftretenden Probleme erlauben würden. In den abschließenden Thesen werden wir dies nochmals aufgreifen.

Die Studie beginnt mit einer Darstellung des Behandlungsansatzes durch den leitenden Arzt der Klinikabteilung, Dankwart Mattke, gefolgt von der Geschichte des Forschungsprojekts durch Benjamin Bardé, einem Mitarbeiter des Sigmund Freud-Instituts in Frankfurt. Der Bericht von Bardé macht deutlich, wie sehr das Projekt selber Ergebnis eines Prozesses war und sich in seinem Verlauf entscheidend verändert hat. Das ursprüngliche Vorhaben, eine Hypothese des Psychoanalytikers Peter Kutter empirisch zu überprüfen, wurde aufgegeben, als klar wurde, dass „im Rahmen der Klinikrealität ... den Erfordernissen eines experimentellen Kontrollgruppendesigns nicht entsprochen werden“ konnte (S. 38) und „das uns interessierende klinische Feld einer eigenen ‚verborgenen‘ Logik folgt, die zu der von außen herangetragenen Meßmethodik ... in einem inadäquaten Verhältnis steht“ (S. 42). Dies und die Entscheidung, nicht die Patientendynamik „direkt“ zu untersuchen, sondern in ihrer Spiegelung in einer Teamsupervision, ergab ein gänzlich neues Forschungsdesign, das den Beteiligten sicherlich in Gänze erst im Rückblick klar geworden ist, wie dies für eine rekonstruktive Sozialforschung (Bohnsack 2000; Strauss 1994) durchaus üblich ist. Dieser Perspektivwechsel wird verdeutlicht durch den Beitrag von Bardé über „die psychotherapeutische Behandlung der Patienten durch ein therapeutisches Team“.

Es folgt der eigentliche Kern der Studie, das vollständige Transkript einer Teamsupervision (31 Seiten) und ihre Auswertung durch Ulrich Oevermann (1993b), die auch vom Umfang her (128 Seiten) nochmals ihre zentrale Stellung zeigt. Die Objektive Hermeneutik ist zwar im Feld

der qualitativen Methoden nur eine unter vielen. Dennoch zeigt sich an ihrem Beispiel ein grundsätzlicher Unterschied zwischen einem nomothetischen Wissenschaftsverständnis und einer Strukturanalyse sozialen Handelns, auf die die qualitativen Methoden abzielen. Dieser Anspruch der qualitativen Methoden wird inzwischen selbstbewusster formuliert und geht über die ihnen in der Vergangenheit zugestandene Aufgabe der Hypothesengenerierung hinaus. So arbeitet Oevermann in der minutiösen Art der Objektiven Hermeneutik einige der zu erwartenden Konfliktlinien heraus. „Die Supervision findet kontaminiert mit der Organisationsstruktur des Umfeldes professionalisierten Handelns statt und deshalb kann eine ‚freie‘, ausschließlich der Professionsethik und dem dadurch geleiteten Arbeitsbündnis der Supervision verpflichtete, auf Kollegialität beruhende Kontrolle gar nicht mehr wirklich durchgeführt werden“ (S. 168). Dieser Grundkonflikt wird in all seinen Spielarten und auf allen Systemebenen (Klientin, Klientin-Therapeut, Therapeut-Team, Team-Institution) herausgearbeitet und erfasst natürlich auch den Supervisor. Oevermann präpariert nun heraus, dass die Supervision dieses Strukturproblem „reproduziert und verstärkt“ (S. 190). In diesem Befund spitzt sich die Rollenkonkurrenz des Forschers zum Supervisor zu, denn sowohl er wie der Forscher versuchen, die Konflikte des Teams zu entschlüsseln, und es wäre nach einem professionellem Verständnis von Supervision Aufgabe des Supervisors, zusammen mit dem Team diese Konfliktlinien zu bearbeiten. Die abwehrende Reaktion des Supervisors gegenüber dieser Analyse lässt sich erahnen. Doch auch der Forscher zeigt sich blind auf dem Auge der Rollenkonkurrenz. Während er das „Leiden des Therapeuten“ (S. 226) als Reproduktion eines Strukturproblems verstehen kann, ist ihm diese Einfühlung gegenüber dem Supervisor nicht möglich. Gerade wenn Oevermanns Diagnose stimmt, *muss* der Supervisor aufgrund seiner objektiven Sandwichposition im Zentrum des Konflikts landen, unbenommen, ob er nun diesen Strukturkonflikt in all seiner Schärfe wahrgenommen hat oder sogar potentielle Konflikte zwischen Therapeutenteam und Forschern auf sich umgelenkt hat.

Oevermann ist sich der Problematik seiner Position in gewisser Weise durchaus bewusst, betont er doch selbst gegen Ende seiner Analyse, die Objektive Hermeneutik könne „niemals an die Stelle der Interventions-Praxis treten“ (S. 246 f.). Er warnt den Leser, die Ergebnisse der Analyse „nicht als Bewertung einer Praxis, sondern als analytisches Urteil über Strukturen zu verstehen, das methodisch überprüfbar ist“ (S. 247). Ist ihm bis hierher gut zu folgen, so wird *seine* Verleugnung des darunter liegenden Konfliktes kurz darauf noch deutlicher. „Sofern also in der vorausgehenden Sequenzanalyse die Konsistenz der supervisorischen Praxis als brüchig und unangemessen erschien, sollte dieses

analytische Urteil als Tatsachenfeststellung genommen werden *wie eine Messung in den Naturwissenschaften*, das heißt ohne daß diesem Urteil irgendwelche moralischen oder ethisch-praktischen Implikationen innewohnen könnten“ (S. 247, Hervorhebung durch die Verfasser). Der für einen Hermeneutiker erstaunliche Rekurs auf die Objektivität der Naturwissenschaften erhält hierbei die Funktion, die stille Hierarchie zwischen Wissenschaft und Praxis aufrechtzuerhalten.

Nochmals verstärkt wird diese These durch den folgenden Beitrag von Kutter, um dessen Behandlungsansatz es ja ursprünglich bei dem Projekt gehen sollte. Dem Leser tritt hier Kutters Forschungsmethode in ihrer vergleichbaren Schlichtheit entgegen und der Aufsatz beschränkt sich darauf, an Hand des Materials mehr illustrierend als forschend nachzuweisen, was der theoretische Ansatz ohnehin schon gewusst hat. Während also die Differenz Oevermanns zur Sicht- und Handlungsweise des Supervisors deutlich hervortritt, so bleibt die mindestens ebenso große Differenz zu Kutter unthematisiert und somit der innerwissenschaftliche Konflikt verborgen.

In einer Rezension zu der Studie beurteilt Tschuschke wiederum die Vorgehensweise und Ergebnisse von Oevermann vorrangig vor dem Hintergrund, dass hier „leider eine Chance für die so dringend notwendige empirische Substantiierung psychoanalytischer-psychosomatischer Konzepte und Behandlungen einmal mehr aus der Hand gegeben“ worden sei (Tschuschke 1995, S. 78). Hier deutet sich ein Problem der Psychoanalyse an, qualitative Forschung zielt aber auf etwas anderes. Die regelmäßig im Zusammenhang von qualitativer Forschung aufgeführte Objektivitätskritik, „zu welchen Schlußfolgerungen, völlig unabhängig voneinander, zwei ‚ausgefuchste Bewerter‘ anhand desselben Materials gelangen würden“ (Tschuschke 1995, S. 79), verschweigt die Tatsache, dass auch in den quantifizierenden Methoden ein sehr aufwendiges Training notwendig ist, bis solche „ausgefuchsten Bewerter“ die üblichen Skalierungen und Klassifikationen von Beobachtungen in der nötigen Einheitlichkeit anwenden lernen. Interessanter wäre die methodologische Reflexion darüber, was bei dieser Vereinheitlichung der Sichtweise eigentlich passiert, bzw. wie in den hermeneutischen Verfahren ein solches Training stattfindet. Man möge sich nicht täuschen. Das Training zu einem „ausgefuchsten Bewerter“ ist kein sozial neutrales Geschehen, bei dem skalierende Monaden unabhängig voneinander zu gleichen Ergebnissen kommen. Vielmehr verbindet die Rater die unsichtbare Hand einer gemeinsamen methodischen Sozialisation, die in der Regel durch die entweder eher charismatische oder eher asketische Gestalt eines leidenschaftlichen Methodenverfechters hindurchzugehen hat. So ist die subtile rezeptive und kognitive Disziplinierung und Domestizierung der Inter-Rater, bis die Wahrnehmung einer komplexen

sozialen Situation im Hafen der Skalierung gelandet ist, nicht nur ein Prozess steigender wissenschaftlicher Objektivität, sondern in gleichem Maße die Ausbildung eines gemeinsamen Sprachspiels einer Peergroup, die nur ein geringes Maß von Abweichung verträgt. Aber wer könnte es wagen, das Forschungsdesign für eine solche Metaanalyse vorzuschlagen?

Zurück zur Studie: Hatte ihr Tschuschke vorgeworfen, dass sie die Chance zur empirischen Substantiierung psychoanalytischer-psycho-somatischer Konzepte aus der Hand gegeben habe, so erscheint sie ihm im gleichen Text als eine „teilweise langatmige Analyse“. Doch ist es gerade die ausführliche Explizierung der hermeneutischen Vorgehensweise, in der sich diese Studie substanziell von psychoanalytischen Ad-hoc-Erklärungen unterscheidet, denen Tschuschke wiederum ihre Weigerung vorhält, ihre Konzepte der empirischen Überprüfung zugänglich zu machen, die aus seiner Sicht auch hier wieder „im Dickicht institutioneller Realisierbarkeiten und Widerstände verlorengegangen“ (1995, S. 78) seien.

Gerade dies bildet die Studie allerdings gut ab. All diese Auswirkungen der dargestellten Konfliktlinien des Projekts auf den Klinikalltag und die beteiligten Personen zu schildern, kann von den Beteiligten mit guten Gründen nicht verlangt werden. Zu groß sind die Belastungen einzuschätzen, die damit wahrscheinlich verbunden waren. Zugleich wird hierdurch nochmals deutlich, warum es Studien dieser Art wenig gibt und wahrscheinlich auch in Zukunft wenig geben wird.

1. Qualitative Forschung dieser Art rückt den Beteiligten buchstäblich auf den Leib und stellt viele der Grundannahmen von Praktikern *und* Theoretikern in Frage.
2. Sie wird dadurch zu einer induzierten Krise, die das Handeln erschwert und erst auf längere Sicht Gewinn abzuwerfen verspricht.
3. Um die Bedingungen dafür zu verbessern, sollten auch die beteiligten Wissenschaftler willens und in der Lage sein, ihre Rolle in der gesamten Forschungsdynamik mit in den Blick zu nehmen.
4. Forschung, sei sie quantitativ oder qualitativ, gerät vor allem dann in die Gefahr, zum Bewerter von Praxis zu werden, wenn sie diese allzusehr an den idealtypischen Konstruktionen bemisst, z. B. über Professionalitätskriterien, die sie nicht aus der untersuchten Praxis entwickelt, sondern von außen an den Gegenstand heranträgt.
5. Sie kommt dann in eine ähnliche Diskrepanz zur untersuchten Praxis wie dies mehr oder weniger auch für die Lehrgebäude psychotherapeutischer Verfahren gilt.
6. So wie die Praxis eine Theorie über sich hat, auch wenn sie oft nicht „weiß“, was sie weiß, so hat auch die Theorie eine Praxis, auch wenn sie diese häufig hinter ihren Wissenschaftsritualen zum Verschwin-

den bringt. Eine notwendige Bedingung weniger zu einer „Lösung“, denn zu einem Umgang mit den angeschnittenen Forschungsproblemen, wäre es, Theorie und Praxis den gleichen Stellenwert einzuräumen, verbunden mit dem Fernziel einer „Theorie der Praxis“ im Sinne Pierre Bourdieus.

7. Man wäre sicherlich schon ein gutes Stück weiter, wenn nomothetische und erklärende Ansätze mit ihren vorrangig quantitativen Verfahren, sowie strukturanalytische und verstehende Ansätze mit ihren vorrangig qualitativen Verfahren, nebeneinander bestehen könnten, ohne sich forschungspolitisch in ein hierarchisches Verhältnis zu stellen bzw. stellen zu lassen.

5 Qualitative Methoden: sechs Thesen

Was können nun in dieser Situation qualitative Studien über Gruppen anbieten, das über das hinausgeht, was die vorrangig quantitativ vorgehende Gruppenforschung leistet? Zum Abschluss möchten wir aus der Erfahrung eines gemeinsamen Projekts von theoretisch interessierten Praktikern unterschiedlicher methodischer Provenienz zur Erforschung von längerfristigen Gruppen (Antons et al. 2001) einige Thesen formulieren, die an die Überlegungen zu dem Projekt von Bardé und Mattke anschließen. Ähnlich wie dieses war auch unser Projekt in gleicher Weise zeitaufwendig und konfliktrichtig wie gewinnbringend und erkenntnisfördernd. Es erforderte ebensoviel Arbeit am Kreis der Forscher und ihrer Methoden, wie am Gegenstand selber. Die Dynamik der beforschten Gruppen und der forschenden Gruppe standen in einem fortwährenden Wechselwirkungsprozess. Zu ihrer Regulation bedurfte es einerseits der praktischen Gruppenkompetenz, mit der sich der Forschungsprozess regulieren ließ, ohne die Konflikte zum Verschwinden zu bringen oder einseitig aufzulösen. Es brauchte andererseits die theoretische und methodische Stringenz sozialwissenschaftlicher Verfahren, in unserem Fall vor allem der Objektiven Hermeneutik, um die Praktiker davor zu bewahren, in ihren eigenen Aporien stecken zu bleiben.

In den folgenden sechs Thesen wollen wir unsere Erfahrungen nochmals verdichten:

1. *Qualitative Forschung ist methodensensibel.*

Wer in einer Forschungsgruppe, die sich nicht um ein einziges methodisches Paradigma gebildet hat, Gruppen untersucht, kommt um die Frage nicht herum, welchen Ansatz man zur Erforschung des Gegenstandes wählt. Ob man sich auf einen einzigen Ansatz einigt, oder ob mehrere unterschiedliche Ansätze komponiert werden. Man

gerät also in der Regel in einen Methodenstreit, der sich im besten Fall nur durch den Nachweis von Konkordanz und Resonanz zwischen Gegenstand und Methode entscheiden lässt. Dies setzt sowohl die Reflexion von Potenz und Grenzen einer Methode wie eine erste, sich sukzessive vertiefende Theorie des Gegenstandes voraus.

2. *Qualitative Methoden sind gegenstandsresonant.*

Auf der Suche nach ihrem Methodenarrangement begibt sich eine solche Gruppe in einen Prozess, der zentrale Bestimmungen dessen beinhaltet, was man zu untersuchen vorhat. Das steigert die Sensibilität für die filigrane Eigenlogik des Gegenstands, aber auch des Forschungsprozesses selbst und des in ihm idealiter sich realisierenden „zwanglosen Zwangs des besseren Arguments“. Der Forschungsprozess hat damit den gleichen Komplexitätsgrad wie der untersuchte Gegenstand, er schmiegt sich der Komplexität des Gegenstandes gewissermaßen an.

3. *Qualitative Methoden sind theoriesensibel.*

Liegt die Phase der Theorieproduktion bei den quantitativen Methoden am Beginn des Forschungsprozesses und dann wieder an dessen Ende, bei der Interpretation der Messergebnisse, geschehen in den qualitativen Methoden Datenanalyse, Dateninterpretation und Theoriebildung parallel. Das fordert die impliziten Praxis-Theorien der Forscher permanent heraus und zwingt sie, in einem kollegialen Reflexionsprozess ihre mentalen Modelle zu explizieren und im Lichte des Gegenstandes anzureichern.

4. *Qualitative Methoden verlangsamen die Hypothesenbildung.*

Treffen Forscher mit unterschiedlicher wissenschaftlicher Sozialisation aufeinander, kann einzig ein Protokoll des gemeinsam zu untersuchenden Gegenstandes, z. B. ein Texttranskript, die habituell eingeübten Analysemuster irritieren. Diese Analysepräferenzen (psychoanalytischer, systemtheoretischer oder gruppendynamischer Art) sind Strategien der Interpretationsbeschleunigung, also hermeneutische Abkürzungsstrategien. Erst die Verlangsamung durch die Kontrolle eines allen vorliegenden Protokolls lässt diese habituell eingeschliffenen Deutungsmuster sichtbar und kritisierbar werden.

5. *Qualitative Methoden bilden den Prozess der professionellen Hypothesenbildung der Praktiker im Feld ab.*

Qualitative Methoden gleichen dem hermeneutischen Verfahren, mit dem Praktiker den Gruppenprozess verstehen und gestalten. Sie tun dies einzig in einem Praxismoratorium, das tendenziell zeitlos ist und

das deshalb maximale Explizitheit erlaubt. Der Unterschied zwischen einer gelungenen Intervention im Feld und deren genauer Analyse im Forschungskontext besteht einzig darin, dass letztere geduldig das expliziert, was im Feld blitzschnell und intuitiv gestaltsicher geschehen musste. Deutungsprozess in der erforschten Situation und Verstehensprozess im Forschungsprozess gleichen sich so strukturell an.

6. *Qualitative Methoden führen zu einem relativ konfliktreichen Forschungsprozess.*

Nimmt man die fünf Thesen zusammen, so zeigt sich der Forschungsprozess auf der Basis unterschiedlicher qualitativer Methoden relativ konfliktreich. Karl Schattenhofer hat in der oben genannten Studie (Antons et al. 2001, S. 281–294) die Konflikte unseres Forschungsprojekts nachgezeichnet, bei dem drei Gruppendynamiker und eine Gruppendynamikerin längerfristige Fortbildungsgruppen beforchten, die sie zum Teil selbst leiteten. Diese Konflikte sind nun kein Signum für ein verfehltes Forschungsdesign, sondern sie verlagern die notwendige Konkurrenz zwischen verschiedenen qualitativen Herangehensweisen, die üblicherweise in den Rezensionen der Fachorgane oder durch reziprokes Verschweigen ausgetragen werden, in den relativ überschaubaren und damit reflexiv bearbeitbaren Kontext einer Forschungsgruppe. Aus dem Streit der Schulen wird so ein Streit um die Sache. Die Kompetenz, diesen Streit, der bisweilen hitzig und nicht immer kränkungsfrei vor sich geht, konstruktiv zu gestalten, ist das Angebot, das eine methodisch reflektierte Gruppendynamik den Sozialwissenschaften machen kann.

Literatur:

- Antons, K.; Amann, A.; Clausen, G.; König, O.; Schattenhofer, K. (2001): Gruppenprozesse verstehen. Gruppendynamische Forschung und Praxis. Opladen.
- Ash, M. G. (1992): Kurt Lewin in Iowa. In: Schönplflug, W. (Hg.): Kurt Lewin – Person, Werk, Umfeld. Frankfurt, S. 193–209.
- Bardé, B.; Mattke, D. (Hg.) (1993): Therapeutische Teams. Theorie – Empirie – Kritik. Göttingen.
- Beck, U.; Bonß, W. (Hg.) (1989): Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens. Frankfurt.
- Benne, K. D. (1972): Die Geschichte der Trainingsgruppe im Laboratorium. In: Bradford, L. P.; Gibb, J. R.; Benne, K. D. (Hg.): Gruppen-Training. T-Gruppentheorie und Laboratoriumsmethode. Stuttgart, S. 95–156.
- Bohnsack, R. (2000): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen.

- Buchholz, M. B. (2002): Der Fall des Alltags. *Psychotherapie und Sozialwissenschaft*. 4 (2): 83–102.
- Buchholz, M. B.; Streeck, U. (1994): Heilen, Forschen, Interaktion. *Psychotherapie und qualitative Sozialforschung*. Opladen.
- Buchholz, M. B.; Streeck, U. (1999): Qualitative Forschung und professionelle Psychotherapie. *Psychotherapie und Sozialwissenschaft* 1 (1): 4–30.
- Eckert, J. (1999): Zwischen Therapieschulen und Allgemeiner Psychotherapie: Verstellen neue „Säulen“ nicht den Blick in jede Richtung. *Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik* 35 (2): 145–155.
- Freud, S. (1961): *Die Traumdeutung*. Frankfurt.
- Grawe, K.; Donati, R.; Bernauer, F. (1994): *Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession*. Göttingen.
- Greene, L. R. (2000): Process Analysis of Group Interaction in Therapeutic Groups. In: Beck, A. P.; Lewis, C. M.: *The Process of Group Psychotherapy. Systems for Analyzing Change*. Washington, S. 23–48.
- Haag, F.; Krüger, H.; Schwärzel, W.; Wildt, J. (1972): *Aktionsforschung. Forschungsstrategien, Forschungsfelder und Forschungspläne*. München.
- König, O. (2001): Individualität und Zugehörigkeit. *Gruppendynamik als Forschungsfeld der angewandten Sozialwissenschaft. Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik* 37 (1): 29–44.
- Lamnek, S. (1989): *Qualitative Sozialforschung, Bd. 2: Methoden und Techniken*. Weinheim.
- Lamnek, S. (1993): *Qualitative Sozialforschung, Bd. 1. Methodologie*. Weinheim.
- Lewin, K. (1948): *Resolving social conflicts*. New York.
- Lewin, K. (1953): *Die Lösung sozialer Konflikte. Ausgewählte Abhandlungen über Gruppendynamik*. Bad Nauheim.
- Lewin, K. (1963): *Feldtheorie in den Sozialwissenschaften*. Bern.
- Lewin, K.; Lippitt, R.; White, R. (1939): Patterns of aggressive behavior in experimentally created „social climates“. *Journal of Social Psychology* 10: 271–299.
- Loos, P.; Schäffer, B. (2001): *Das Gruppendiskussionsverfahren*. Opladen.
- Mangold, W. (1973): Gruppendiskussionen. In: König, R. (Hg.): *Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 2*. Stuttgart, S. 228–259.
- Marrow, A. J. (1970): Aus der Vorgeschichte der National Training Laboratories. *Gruppendynamik* 2 (1): 45–49.
- Moser, H. (1975): *Aktionsforschung als kritische Theorie der Sozialwissenschaften*. München.
- Moser, H. (1977): *Methoden der Aktionsforschung. Eine Einführung*. München.
- Nitzschke, B. (1994): Die besondere Wissensform der Psychoanalyse: Wissenschaftshistorische Anmerkungen zum Junktum zwischen Heilen und Forschen in der Freud'schen Psychoanalyse. In: Buchholz, M. B.; Streeck, U. (Hg.): *Heilen, Forschen, Interaktion. Psychotherapie und qualitative Sozialforschung*. Opladen, S. 13–38.
- Oevermann, U. (1993a): Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik. In: Jung, T. et al. (Hg.): *Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Frankfurt, S. 106–189.
- Oevermann, U. (1993b): Struktureigenschaften supervisorischer Praxis. In: Bardé, B.; Mattke, D. (Hg.): *Therapeutische Teams*. Göttingen, S. 141–269.
- Oevermann, U.; Allert, T.; Konau, E.; Krambeck, J. (1979): Die Methodologie einer „objektiven“ Hermeneutik und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, H.-G. (Hg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart, S. 352–433.

- Orlik, P. (1989): SYMLOG – Wieder ein „New Look“, der in die Jahre kommt? Gruppendynamik 20 (3): 221–241.
- Petzold, H. (1978): Lewin und Moreno. Bemerkungen anlässlich des Erscheinens der Lewin-Biographie von Alfred Marrow auf Deutsch. Gruppendynamik 9 (3): 208–211.
- Petzold, H. (1980): Moreno – nicht Lewin – der Begründer der Aktionsforschung. Gruppendynamik 11 (2): 142–154.
- Sader, M. (1991a): Psychologie der Gruppe. München.
- Sader, M. (1991b): Anmerkungen zum Stand der Kleingruppenforschung. Gruppendynamik 21 (3): 263–278.
- Sandner, D. (1988): Qualitative Gruppenpsychotherapieforschung. Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik 24 (2): 184–195.
- Schüle, J. A. (1999): Die Logik der Psychoanalyse. Eine erkenntnistheoretische Studie. Gießen.
- Strauss, A. L. (1994): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München.
- Strauß, B.; Eckert, J.; Tschuschke, V. (Hg.) (1996): Methoden der empirischen Gruppentherapieforschung. Ein Handbuch. Opladen.
- Stricker, G. (1992): The Relationship of Research to Clinical Practice. American Psychologist 47: 543–549.
- Tschuschke, V. (1993): Wirkfaktoren stationärer Gruppenpsychotherapie. Prozeß – Ergebnis – Relationen. Göttingen.
- Tschuschke, V. (1995): Rezension zu: Bardé, Benjamin; Mattke, Dankwart (Hg.) (1993), Therapeutische Teams. Theorie – Empirie – Kritik, Göttingen. Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik 31 (1): 77–80.
- Tschuschke, V. (1999): Gruppenpsychotherapie – die „dritte Säule“ der psychotherapeutischen Versorgung? Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik 35 (2): 114–144.
- Tschuschke, V. (2001): Gruppentherapie – Entwicklungslinien, Diversifikation, Praxis und Möglichkeiten. Psychotherapie im Dialog 2 (1): 3–15.
- Tschuschke, V.; Dies, R. R. (1994): Intensive Analysis of Therapeutic Factors and Outcome in Long-Term Inpatient Groups. International Journal of Group Psychotherapy 44 (2): 185–207.
- Tschuschke, V.; MacKenzie, K. R.; Haaser, B.; Janke, G. (1996): Self-Disclosure, Feedback, and Outcome in Long-Term Inpatient Psychotherapy Groups. The Journal of Psychotherapy Practice and Research 5: 35–44.
- Tschuschke, V.; Heckrath, C.; Tress, W. (Hg.) (1997): Zwischen Konfusion und Makulatur. Zum Wert der Berner Metaanalyse von Grawe et al. (1994). Göttingen.
- Wolff, S. (1994): Innovative Strategien qualitativer Sozialforschung im Bereich der Psychotherapie. In: Buchholz, M. B.; Streeck, U. (Hg.): Heilen, Forschen, Interaktion. Psychotherapie und qualitative Sozialforschung. Opladen, S. 39–66.

Korrespondenzadressen:

Andreas Amann, Gumpendorferstr. 109/43, A-1060 Wien; E-Mail a.amann@utanet.at, www.metalogikon.com;

Priv.-Doz. Dr. Oliver König, Weyertal 13, D-50937 Köln; E-Mail: okoenig@netcologne.de, www.oliverkoenig-homepage.de